

Die Aktualität von „community studies“ für die soziologische Ungleichheitsforschung

Martin Kronauer

Das englische „community studies“ drückt deutlicher als die übliche deutsche Übersetzung „Gemeindestudien“ aus, wovon im folgenden die Rede sein soll: Nicht allein von „Gemeinde“ im Sinn der politisch-administrativen Einheit Stadt oder Dorf, sondern auch und insbesondere von „community“ in der weiteren Bedeutung des Begriffs. Community, so verstanden, meint jede territoriale Einheit, innerhalb deren sich Menschen in ihren alltäglichen Lebenspraktiken aufeinander beziehen und an denen sich spezifische, Gruppen verbindende oder auch trennende Wahrnehmungs- und Einstellungsmuster festmachen. Also: Nicht nur Gemeindestudien, sondern auch Studien *in* einer Gemeinde - von Nachbarschaften, von Straßenzügen und ihren Bewohnern.

Die Wahl des englischen Begriffspaares hat aber noch einen weiteren und wesentlicheren Grund. Ich möchte zeigen, dass es gerade „community studies“ in der amerikanischen Tradition der Chicagoer Schule sind, von denen die soziologische Forschung in Deutschland heute lernen kann. Genauer: Es ist der Beitrag der „community studies“ zur *Ungleichheitsforschung*, der heute in Deutschland auf neue und besondere Weise aktuell wird.

Gemeindestudien erlebten in Deutschland eine kurze Blütezeit während der 50er Jahre. Danach ging das Interesse an ihnen stark zurück. Ausnahmen bestätigen, wie immer, die Regel. Seit den 90er Jahren allerdings ist wieder ein deutlicher Aufschwung zu verzeichnen. Diesmal sind es aber weniger Städte oder Gemeinden,

die das Forschungsinteresse auf sich ziehen, als vielmehr abgegrenzte, innerstädtische Gebiete. Ich sehe hierin eine Antwort auf neue Problemlagen. Sie betreffen die veränderte Bedeutung von Raum als Faktor sozialer Ungleichheit. „Community studies“, werde ich argumentieren, sind unverzichtbar, um sich diesen Problemlagen angemessen zu nähern.

Bei der Ausführung meines Arguments lasse ich mich von drei Fragen leiten: Womit beschäftigen sich „community studies“ der Chicagoer Tradition und auf welche Weise? Was ist ihr besonderer Beitrag zur Ungleichheitsforschung? Und schließlich: Inwiefern kommt diesem Typus von Forschung heute auch in Deutschland eine besondere Bedeutung zu?

Was studieren „community studies“ und wie tun sie es?

Seit den programmatischen Formulierungen, mit denen Robert Ezra Park das Programm der Stadtsoziologie in Chicago umrissen hat, befassen sich „community studies“ vorzugsweise mit einem Gegenstandsbereich, der sich am besten durch eine *Verknüpfung* charakterisieren lässt: die Verknüpfung von Raum, sozialen Strukturen und Kultur.

„Raum“ war in der human-ökologischen Tradition zunächst als physische Lebensbedingung und Umweltdeterminante gedacht worden. Daneben und vor allem spä-

ter gerät in den Blick, dass sich Raum durch Wahrnehmung, Erfahrung und Handeln erst sozial konstituiert. „Soziale Strukturen“ wiederum umfassen ein weites Spektrum regelmäßiger und geregelter Beziehungen und Interaktionen - solche zwischen Nachbarn, innerhalb von peer groups und Klientelverhältnissen, zwischen Klassen und Interessengruppen, Etablierten und Außenstehenden, Einheimischen und Neuankömmlingen. Dabei stehen immer wieder im Zentrum der Analyse *Machtverhältnisse* und soziale *Schichtung* - beide oft, aber keineswegs notwendigerweise und immer miteinander verknüpft. Von besonderer Bedeutung im Dreiklang des Gegenstandsbereichs aber ist „Kultur“. Damit sind habitualisierte Lebensformen ebenso wie Erfahrungs-, Einstellungs- und Wahrnehmungsmuster gemeint. Stadt, kulturell bestimmt, ist nach Park „a state of mind, a body of customs and traditions, and of the organized attitudes and sentiments that inhere in these customs and are transmitted with this tradition“.¹ Erst gemeinsame Bezugspunkte des Handelns und ein Mindestmaß geteilter Erfahrungen schaffen „community“. *Institutionen* spielen bei der Ausgestaltung und Verknüpfung von Raum, sozialen Strukturen und Kultur eine wesentliche Rolle - und deshalb auch in den „community studies“ der Chicagoer Tradition.

„Community studies“ zeichnen sich somit von vornherein durch die Komplexität ihres Forschungsgegenstandes aus. Dabei richtet sich ihr Interesse in aller Regel auf die *Spannungen* zwischen den drei Elementen, zwischen räumlichem, sozialem und kulturellem Wandel. „A study in cultural conflicts“ nannten die Lynds im Untertitel ihre Studie über „Middletown in Transition“. Bei ihrer Zweituntersuchung von Muncie, Indiana, mitten in der Phase der wirtschaftlichen Depression und der Ära des New Deal waren sie frappiert von dem Beharrungsvermögen des vorherrschenden Selbst- und Gesellschaftsbildes, des „Middletown spirit“, trotz rapider und tiefgreifender Änderungen in den Arbeits- und Lebensbedingungen sowie im institutionellen Gefüge der Stadt.

Die Verbindung von Komplexität und räumlicher Begrenzung des Gegenstands legt bestimmte *Untersuchungsverfahren* nahe. Die räumliche Begrenzung erlaubt es, soziale Strukturen und Kultur(en) in ihrem Verhältnis zueinander und in ihren institutionellen Verknüpfungen gewissermaßen im *Querschnitt* und in einer „Tiefenbohrung“ zu erforschen. „Digging vertically“, wie die Lynds dies genannt haben, im Unterschied zum „raking together the top-soil horizontally“², zum Zusammenrechnen der Informationen an der Oberfläche. Gegenstandsbeschreibung und Forschungsperspektive entsprachen in diesem Fall einander. Die Klassenstruktur sollte gewissermaßen von „unten“ bis „oben“, eben vertikal, in den Blick genommen werden, dazu noch in den jeweiligen Lebensbedingungen und Lebenserfahrungen sowie durch alle wichtigen Institutionen hindurch.

Aber auch weniger ambitionierte Unternehmungen dieser Art leben von der „Tiefenbohrung“. Sie sind auf eine Kombination unterschiedlicher Methoden angewiesen. Wegen des großen Stellenwerts von Interaktionen, Erfahrungen und Orientierungen kommt dabei qualitativen Verfahren eine besondere Bedeutung zu. Die Kultivierung des Spannungsverhältnisses von *Erfahrungsnähe* und *intellektuellem Abstand* wird zum Königsweg der Forschung. Stärker als deutsche Soziologen dies gemeinhin tun, setzen sich amerikanische Community-Forscher ihrem Gegenstand aus. Leben in der community und teilnehmende Beobachtung sind für sie geradezu unverzichtbar. Sie fördern Erkenntnisse zutage, die anders gar nicht gewonnen werden könnten. Hätte William Foote Whyte nicht am Bowling Spiel von Docs Gang teilgenommen und die Bedeutung des Spielergebnisses entschlüsselt, wären ihm - und somit auch uns - wichtige Aspekte der Rangordnung in der Gruppe und damit zugleich die Prinzipien der Hierarchiebildung in „Cornerville“ verborgen geblieben.³ Rolf Lindner hat die Ursprünge dieser Chicagoer Forschungstradition, die sich selbst gerne mit der Ethnologie vergleicht, aus dem

1 Robert E. Park, *The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment*. In: Robert E. Park und Ernest W. Burgess, *The City*. Chicago 1984, S. 1.

2 Robert S. Lynd und Helen Merrell Lynd, *Middletown in Transition*. New York 1965, S. ix.

3 William Foot Whyte, *Street Corner Society*. Chicago, London 1955.

Selbstverständnis und Berufsbild des Großstadtreporters, wie sie sich im späten 19. Jahrhundert entwickelten, nachgezeichnet.⁴

Dichte der Beschreibung und Komplexität der Analyse zeichnen gute „community studies“ aus. Sie lassen eindrückliche und farbige Bilder entstehen, an denen sonst so häufig in der soziologischen Literatur ein beklagenswerter Mangel besteht.⁵ Gleichwohl - oder vielleicht gerade deshalb - sind sie immer wieder mit einer Frage konfrontiert, die letztlich auf die Existenzberechtigung zielt: Wofür stehen sie eigentlich? Nicht Verwaltungseinheiten, sondern soziale Einheiten konstituieren „communities“. Weder pars pro toto noch sozial autark, erweisen sie sich immer wieder als eng verflochten in größere gesellschaftliche Zusammenhänge. Die Anforderung, den jeweiligen Platz ihres Gegenstands in diesen Zusammenhängen zu reflektieren und theoretisch zu bestimmen, begleitet deshalb „Community“-Forschung von Anbeginn. Bei Lichte gesehen, steht sie damit allerdings auf keinem anderen Prüfstand als *alle* empirische soziologische Forschung.

Die Bedeutung von „community studies“ für die Ungleichheitsforschung

Ich hatte bereits darauf hingewiesen, dass Machtverhältnisse und soziale Schichtung zentrale Fragen sind, mit denen sich „community studies“ immer wieder auseinandersetzen. Was ist nun das Besondere an der Art und Weise, *wie* sie diese klassischen Themen der Ungleichheitsforschung behandeln? Welche Eigentümlichkeiten verleihen ihnen somit nicht nur eine Existenzberechtigung, sondern einen notwendigen Platz in dieser Forschung?

Der besondere Beitrag von „community studies“ zur Soziologie der sozialen Ungleichheit besteht darin, dass

und wie sie die analytischen Ebenen Raum, soziale Strukturen und Kultur miteinander verbinden. Was sie damit leisten können, lässt sich an drei klassischen Problem- bzw. Themenfeldern zeigen, mit denen sich „community studies“ in der Tradition der Chicagoer Schule von Anbeginn bis heute beschäftigten: Immigration, städtische Subkulturen, sozial-räumlicher Wandel.

Immigration: Dass gerade sie eine besondere Aufmerksamkeit im Forschungskanon der Chicagoer Schule und ihrer Nachfolger genießt, ist selbstverständlich. Amerikanische Großstädte sind Zuwandererstädte. Der Fremde, wie Simmel ihn analysierte, nahm für Park die Gestalt des „marginal man“ an, des Menschen an der Grenze zweier Kulturen und Gesellschaften, an beiden teilhabend, ohne einer wirklich zuzugehören. Ist für Simmel der Fremde beispielhaft verkörpert im Händler, so der „marginal man“ im Migranten, der den Ort seiner Herkunftskultur verlassen hat, ohne bereits „angekommen“ zu sein in der Kultur der Aufnahmegesellschaft.

„Community studies“ haben immer wieder das Problematische dieser Lage und der kollektiven Lösungsversuche in ethnischen Nachbarschaften untersucht. Whytes „Streetcorner Society“ aus den frühen 40er Jahren ist in dieser Hinsicht zum Klassiker geworden. Die Studie diagnostiziert eine Art soziale Doublebind-Situation. Das Leben innerhalb der italienisch-amerikanischen community folgt den traditionellen Mustern des Klientelismus: persönliche Abhängigkeiten in hierarchisch gegliederten Beziehungen, die durch ihre wechselseitigen Verpflichtungen ein gewisses Maß an Schutz und Sicherheit gewähren. Sind diese engen Bindungen innerhalb der community vorteilhaft, so sind sie zugleich für den sozialen Aufstieg in der Gesellschaft jenseits der Community-Grenzen dysfunktional und von Nachteil. Denn sie blockieren die Individualisierung und Mobilität, die für den Aufstieg notwendig sind. Die Grenzen zwischen den sozialen Welten werden undurchlässig, weil ungleiche Machtverteilung und Stigmatisierung „von außen“ die Angehörigen von Cornerville immer wieder in die Schranken der eigenen Sozialstrukturen und kulturellen Deutungen verweisen. Die räumliche

4 Rolf Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt am Main 1990.

5 Vgl. Sighard Neckel, Zwischen Robert E. Park und Pierre Bourdieu: Eine dritte „Chicago School“? Soziologische Perspektiven einer amerikanischen Forschungstradition. In: Soziale Welt, 48. Jg., Heft 1, 1997, S. 71-83.

Nähe, die die personenzentrierten Beziehungsmuster innerhalb der community erst ermöglicht und stützt, wirkt somit zutiefst zwiespältig: als soziale Ressource und Falle zugleich.

Whytes Studie ist beispielhaft für die Verbindung der drei analytischen Ebenen Raum, soziale Strukturen und Kultur im Hinblick auf ein zentrales Problem sozialer Ungleichheit - das der sozialen Öffnung und Schließung im komplexen Prozess der Integration. Ihr zentraler Befund ist noch immer aktuell. Kultureller Rückhalt in der community kann eine wichtige Voraussetzung für gelingende Integration darstellen. Er kann aber auch, wenn Ein- und Aufstiegswege in der Aufnahmegesellschaft versperrt sind, zum sich selbst verstärkenden Faktor weiterer Ausschließung werden. Bis heute ist Migrationsforschung mit diesem Problem konfrontiert.

Städtische Subkulturen: Die Stadt als moralische ebenso wie als physische Ordnung zu begreifen, war das von Park gesetzte Ziel. Moralische Ordnung war dabei keinesfalls als eine alle übergreifende Einheit gedacht. Im Gegenteil, der Reiz und Anreiz des städtischen Lebens liegt gerade in der Diversität. Subkulturen auf der Grundlage von Ethnizität, Berufsgruppen und unterschiedlichen Bedürfnissen bestimmten für Park das Bild der Großstadt, in einer bunten Gemengelage zusammengeworfen, einander eher zufällig, aber ohne tiefere wechselseitige Wirkung überschneidend.

„Community studies“ versuchen, sich städtischen Subkulturen aus einer verstehenden Binnenperspektive zu nähern. Dabei bürsten sie in aller Regel gegen den Strich einer Außenwahrnehmung, die sich an habitualisierten Sichtweisen der Mittelklasse orientiert. Das für diesen Blick Fremde, Exotische, Anziehend-Abstoßende und Irrationale erweist sich bei genauerem Hinsehen als regelhaft und sozial begründet. Vor allem für die Lebensgewohnheiten, Erwartungen und Einstellungen unterprivilegierter Gruppen zeigt sich: Sie lassen sich als Antworten auf gesellschaftliche Anforderungen, Handlungsbegrenzungen und -möglichkeiten erklären, die durch soziale Ungleichheit vorgegeben sind. „Communi-

ty studies“ wie Herbert Gans' „The Urban Villagers“⁶ oder Elliot Liebows „Tallys Corner“⁷ aus den 60er Jahren entzauberten in einem gewissen Sinn den Subkultur-Mythos, indem sie Subkulturen in ihren Klassenkontext einordneten. Was sich oberflächlich betrachtet als kulturelle Eigenarten süditalienischer Einwanderer in einem Bostoner Slum oder als Armutskultur schwarzer „street-corner men“ darstellt, entpuppt sich im Licht der soziologischen Analyse als Sozialverhalten, das den Lebensbedingungen der lower-working class oder der am Arbeitsmarkt Marginalisierten entspringt und sich mit diesen Bedingungen auf nachvollziehbare Weise auseinandersetzt. Die späteren Untersuchungen aus den 90er Jahren über die „new urban underclass“ - wie etwa Elijah Andersons „Streetwise“⁸ oder Philippe Bourgois' „In Search of Respect“⁹ - , stehen in derselben Tradition. In ihnen geht es allerdings nicht mehr um working-class communities, sondern um die Erosion von Sozialbeziehungen, die nicht mehr durch Erwerbsarbeit gestützt werden.

„Community studies“ dieser Art sperren sich gegen das, was Ira Katznelson als amerikanische Bewusstseinspaltung gekennzeichnet hat: gegen die ins frühe 19. Jahrhundert zurückreichende, radikale Trennung im individuellen, öffentlichen und vor allem politischen Bewusstsein Amerikas zwischen der Welt der Arbeit auf der einen Seite und der Welt der Nachbarschaft auf der anderen; zwischen „trade-unionism“ der Arbeiter am Arbeitsplatz und ethnischer Orientierung in der „community“ und der Politik.¹⁰ Gerade aus diesem Grund entfalten Studien, die community und soziale Schichtung *zusammendenken*, in den USA ihre kritische Wirkung.

-
- 6 Herbert J. Gans, *The Urban Villagers. Group and Class in the Life of Italian-Americans*. New York 1965.
 - 7 Elliot Liebow, *Tallys Corner. A Study of Negro Streetcorner Men*. Boston, New York, Toronto, London 1967.
 - 8 Elijah Anderson, *Streetwise. Race, Class, and Change in an Urban Community*. Chicago, London 1990.
 - 9 Philippe Bourgois, *In Search of Respect. Selling Crack in El Barrio*. Cambridge 1995.
 - 10 Ira Katznelson, *City Trenches. Urban Politics and the Patterning of Class in the United States*. Chicago, London 1981.

Sozial-räumlicher Wandel: In der für amerikanische Großstädte so charakteristischen und für Besucher aus dem europäischen Ausland so deutlich hervorstechenden sozial-räumlichen Segregation bildet sich, nach der Überzeugung Parks, die funktionale und soziale Gliederung der modernen, das hieß für ihn: städtischen, Gesellschaft ab. Aber mehr noch als die statische Momentaufnahme interessierten ihn und seine Kollegen der städtische Wandel. Sie beschrieben ihn in den Kategorien von Invasion, Verdrängung und Sukzession von Nutzungen und Nutzern städtischer Räume.

Die sozial-räumliche Entwicklung der amerikanischen Städte war und ist bislang weit weniger durch staatliche Rahmenbedingungen beeinflusst als in Deutschland. Soziale Akteure mit ihren ungleich verteilten ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen treffen in den Prozessen von Invasion und Sukzession sehr viel direkter aufeinander. In einem erheblichen Maße ist die Aufteilung städtischer Räume ein unmittelbarer Ausdruck ihrer Kräfteverhältnisse und Interessenlagen. Kaum besser lässt sich dies demonstrieren als an der Geschichte eines zentralen Instruments der Flächennutzungsplanung in den USA, „zoning“. Aus Deutschland importiert, spielte es im amerikanischen Kontext gleichwohl von vornherein eine andere Rolle als dort. In Deutschland stand es in der obrigkeitsstaatlichen Tradition, die gegenüber partikularen Interessen diejenigen des „Gemeinwohls“ durchzusetzen beanspruchte. Als dagegen 1916 „zoning“ in New York eingeführt wurde, fungierte es sogleich als Waffe im Kampf einer Fraktion von Nutzungsinteressen gegen eine andere. Die Besitzer der großen, vornehmen Warenhäuser an der Fifth Avenue hielten mit Hilfe dieses Planungsinstruments die Textilfabriken auf Distanz, die für sie produzierten. Streitobjekt war die soziale Herrschaft über die Straße. Die Ladies fühlten sich beim Einkaufen von der Masse der Arbeiter gestört, die auf dem Weg von der Arbeit und zur Arbeit mit ihnen die Straße teilten. Schon damals entschieden Fragen des sozialen Geschmacks über räumliche Grenzziehungen.

Seit den 70er Jahren untersuchen „community studies“ Invasion und Sukzession vornehmlich unter dem Stichwort „gentrification“. Gemeint ist damit die Übernahme von Wohn- und Industriegebieten durch die begüterte „neue“, in den aufstrebenden Dienstleistungsberufen arbeitende Mittelklasse, die das innerstädtische Leben für sich (wieder)entdeckte und die bisherigen Nutzungen und Bewohner verdrängt. In diesen Prozessen der *Neuschaffung* von community wirken Raum, soziale Strukturen und Kultur in neuartigen Verknüpfungen zusammen. Kultur spielt eine wesentliche, der Eroberung von Raum *voraussetzende* und sie schließlich *besiegelnde* Rolle. Neue „images“ werden kreiert, die dem Lebensstil der „Invasoren“ entsprechen und die Preise hochtreiben. Plätze und Gebäude werden symbolisch umbewertet und damit besetzt. Wo immer möglich, wird der Distinktionsgewinn durch Denkmalschutz gesteigert und abgesichert. Marktlogik, die auf die freie Verkäuflichkeit von Gütern ausgerichtet ist, und Distinktionslogik, die auf der Monopolisierung von hoch bewerteten Gütern beruht, geraten dabei immer wieder in Konflikt.¹¹ In einer eindrucksvollen Studie aus den frühen 80er Jahren über den Stadtteil SoHo in New York hat Sharon Zukin gezeigt, wie durch das Zusammenspiel von Kunstmarkt und Grundstücksmarkt „loft living“, also das Wohnen in alten Fabrikgebäuden, zu einem modischen Lebensstil wurde und Lower Manhattan tiefgreifend veränderte.¹² Allerdings haben nicht nur Märkte und postindustrieller Geschmack über die Zukunft von „loft living“ entschieden. Politische Weichenstellungen im Rahmen der Bauleitplanung trugen das Ihre zur Durchsetzung bei.

Die frühe Chicagoer Schule hatte sozial-räumliche Segregation noch nicht als Problem wahrgenommen, sondern als Ungleichheit des Nebeneinander und gewissermaßen einen Naturzustand beschrieben (und gerechtfertigt). Problematisch wird Segregation allerdings dann, wenn sie Ausdruck von Machtgefälle und *benachteiligt*

11 Vgl. Martin Kronauer, Urban „Revitalization“ and Community Participation. A Study of Urban Social Segmentation and Strategies of Social Change in New York City. Dissertation. Berlin 1988.

12 Sharon Zukin, Loft Living. Culture and Capital in Urban Change. Baltimore, London 1982.

gender Ungleichheit ist, wenn also beispielsweise Invasion und Sukzession die Arbeits- und Lebensbedingungen für die Verdrängten verschlechtert - soziale Ressourcen, die die Nachbarschaft geboten hat, zerstört, Standortbedingungen für Betriebe, die auf solche Bedingungen angewiesen sind, entzieht. So beschleunigte „loft living“ in New York den Niedergang der innerstädtischen Klein- und Mittelindustrie und damit zugleich den Verlust industrieller Arbeitsplätze.

Was folgt aus dem bisher Vorgetragenen? In meinen Augen dies: Dass „community studies“ für die Ungleichheitsforschung *unverzichtbar* sind, sobald räumlichen Lebensverhältnissen im Dreiklang mit sozialen Strukturen und Kultur eine *eigenständige* Bedeutung als Ungleichheitsfaktor zukommt - sei es als *Voraussetzungen* sozialen Handelns und sozialer Erfahrung, sei es umgekehrt als *Objekt und Produkt* sozialen Handelns, das diese Verhältnisse schafft und ihnen eine besondere Bedeutung verleiht.

Die Aktualität von „community studies“ für die soziologische Ungleichheitsforschung in Deutschland heute

In seinem Aufsatz über „Das Erkenntnisinteresse von Gemeindestudien“ geht Hartmut Häußermann der Frage nach, warum Gemeindestudien nach jener kurzen Blüte in den 50er Jahren in Deutschland lange Zeit kaum noch eine Rolle in der soziologischen Forschung spielten. Neben einem methodischen Grund - die modernen Survey-techniken und Verfahren der elektronischen Datenverarbeitung hätten die ohnehin problematische Pars-pro-toto-Fiktion von Gemeindeuntersuchungen überflüssig gemacht - nennt er einen weiteren, der den Forschungsgegenstand selbst betrifft. Die Gemeindeforschung, argumentiert er, hatte eine zeitlang gewissermaßen ihr Objekt eingebüßt.

Gemeindestudien seien nur sinnvoll, solange räumliche Unterschiede in der Gesellschaft wichtig sind. Oder in anderen Worten: Eine *eigenständige Bedeutung* räumli-

cher Einflüsse liegt nur dann vor und wird sichtbar, wenn sie sich in *sozialen Ungleichheiten* manifestiert. Gerade dies aber sei in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg immer weniger der Fall gewesen. Häußermann spricht von einer Angleichung der Lebensverhältnisse auf der Grundlage der sich ausbreitenden Industrialisierung und Urbanisierung: „Mit der Universalisierung rechtlicher, politischer und ökonomischer Strukturen im Zuge der Industrialisierung wurden zumindest im nationalstaatlichen Rahmen die Grundlagen für eine Nivellierung der Lebensweisen gelegt, die durch standardisierten Massenkonsum und Massenmedien auch kulturell vollzogen wurde. Die Gesellschaft insgesamt wurde 'urbanisiert'“. ¹³ Damit seien aber auch lokale Unterschiede zunehmend bedeutungslos geworden. Wie der Vergleich mit den USA zeigt, scheinen allerdings weniger Industrialisierung und Urbanisierung als solche die nivellierenden Effekte hervorgebracht zu haben, als vielmehr die sozialstaatlichen Regelungen, die diese Prozesse in Deutschland (und andernorts in Europa) begleiteten und formten.

Die Aktualität von „community studies“ in Deutschland heute zu behaupten, setzt, so gesehen, voraus, dass die hier beschriebene Tendenz zur Einebnung sozial-räumlicher Ungleichheit in jüngerer Zeit wieder konterkariert wird. Dies ist in der Tat der Grund für die von Häußermann festgestellte „Rethematisierung“ lokaler und regionaler Kultur in den 90er Jahren. Bezogen auf Stadtkultur könnte man sagen: Die Probleme und Themen der Chicagoer Tradition haben die deutschen Großstädte „eingeholt“, stellen sich hier aber aufgrund der unterschiedlichen Stadtgeschichte auf besondere Weise.

Immigration: Mit dem Aufwachsen von Migrantenkindern der zweiten und dritten Generation ist Deutschland entgegen dem offiziell allzu lange gepflegten Selbstbild (mit all seinen politischen Inkonsequenzen) endgültig zum Einwanderungsland geworden. In Nachbarschaften

13 Hartmut Häußermann, Das Erkenntnisinteresse von Gemeindestudien. Zur De- und Rethematisierung lokaler und regionaler Kultur. In: Hans-Ulrich Derlien, Uta Gerhardt, Fritz W. Scharpf (Hrsg.), Systemrationalität und Partialinteresse. Festschrift für Renate Mayntz. Baden-Baden 1994, S. 236.

mit einem hohen Anteil ausländischer Bewohner werden die Konflikte des „marginal man“ und der „marginal woman“ auch in Deutschland mehr denn je mit ungewissem Ausgang ausgetragen. Denn die Ein- und Aufstiegsbedingungen sind für viele Migrantenkategorien vor allem am Arbeitsmarkt schwieriger geworden.¹⁴ Die räumliche Nähe und Dichte sozialer Kontakte kann Hilfen beim beruflichen Einstieg und in schwierigen Lagen vermitteln; sie kann kulturelle Identität bewahren helfen und damit zugleich die Ein- und Ausübung neuer kultureller Verhaltensweisen, die im Aufnahmeland gefordert sind, erleichtern. Erzwungene Nähe und Dichte jedoch, ohne die Balance der Offenheit und Öffnung der Aufnahmegesellschaft, blockiert und erstickt. Sie fördert Tendenzen der Selbstabschottung, die die Außendiskriminierung ihrerseits verstärken. Die Zukunft der Stadtgesellschaft hängt mittlerweile auch hier wesentlich davon ab, in welcher Richtung die Ambivalenzen ethnischer Segregation aufgelöst werden. Die Ungleichheitsforschung in Deutschland aber ist gerade erst dabei, sich diesen Fragen empirisch zuzuwenden.¹⁵

Stadtviertel der Benachteiligten: Stadtviertel mit hohen Anteilen von Arbeitslosen und Armen sind seit den 80er Jahren in den deutschen Großstädten entstanden - keine amerikanischen Slums, aber überforderte soziale Räume angesichts der Vielfalt von Benachteiligungen ihrer Bewohner. Noch immer gibt es wichtige Differenzen zur amerikanischen Situation. Individuell sind die Menschen in prekären Lagen stärker sozialstaatlich abgesichert. Ebenso sind die Viertel selbst in aller Regel, was ihre institutionelle und infrastrukturelle Versorgung betrifft, nicht von der Politik „aufgegeben“ - wie dies für die amerikanischen Slums der 80er und frühen 90er Jahre beschrieben wird. Schließlich ist die soziale Segregation weniger stark ausgeprägt und gründet sich vor allem weit weniger auf „rassische“ Kriterien. Dennoch

gilt auch hier, dass sich die problematischen Folgen weitreichender Umbrüche am Arbeitsmarkt und in der Beschäftigung, erodierender sozialer Unterstützungsnetze, der Finanzknappheit der Kommunen und des Rückzugs der Politik vom öffentlichen Wohnungsbau sozialräumlich verdichten.

Ebenso wie Migranten sind „einheimische“ benachteiligte Bevölkerungsgruppen stärker als Besserverdienende und -positionierte auf die infrastrukturellen Angebote und sozialen Netze angewiesen, die sie in ihrer näheren Umgebung vorfinden. Auch für sie ergeben sich aus der Nähe zu ihresgleichen tiefgreifende Zwiespältigkeiten: Sie kann zusätzliche Diskriminierung und Abgrenzungskonflikte, soziale Isolation und dadurch ein weiteres Schrumpfen von Kontakten, die aus der Lage herausführen könnten, bedeuten. Sie kann aber auch Rückzugsmöglichkeiten in soziale Nischen und Milieus eröffnen, die ein gewisses Gegengewicht zur Außendiskriminierung im Alltag bilden. Dass städtische Wohnquartiere Ressourcen zur Bewältigung von Armut und Arbeitslosigkeit bereitstellen, soziale Ausgrenzung ihrerseits aber auch fördern können, ist bekannt. Viel zu wenig wissen wir aber noch immer über die Voraussetzungen und Wege, über die das eine oder das andere geschieht. Gängige Hypothesen greifen zu kurz. Weder die schiere Zahl der Armen in einem Quartier (Konzentrationseffekt) noch die physisch-soziale Quartiersqualität (innerstädtische, funktional gemischte versus randständige, monofunktionale Wohngebiete) lassen ohne weiteres auf unterschiedliche Grade der Benachteiligung schließen.¹⁶ Zu wenig berücksichtigen sie, worauf „community studies“ in der Chicagoer Tradition den Blick lenken würden: die „Binnenperspektive“ und das Handeln der Bewohner, ihre unterschiedlichen Ansprüche an Nachbarschaft und Quartier, ihre unterschiedlichen Arten, sie für sich zu nutzen (aber auch: von ihnen eingeschränkt und zurückgestoßen zu werden).

14 Vgl. Peter Bremer, *Ausgrenzungsprozesse und die Spaltung der Städte. Zur Lebenssituation von Migranten*. Opladen 2000.

15 Vgl. Wilhelm Heitmeyer und Reimund Anhut (Hrsg.), *Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen*. Weinheim, München 2000, sowie die laufenden Forschungen der Arbeitsgruppe Stadtforschung am Institut für Soziologie der Universität Oldenburg.

16 Vgl. Martin Kronauer und Berthold Vogel, *Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartiereffekte, was Lageeffekte?* In: Hartmut Häußermann, Martin Kronauer, Walter Siebel, *An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung*. Frankfurt am Main 2002 (Vorabdruck in: SOFI-Mitteilungen Nr. 29, 2001, S. 45-58).

Stadterneuerung und sozial-räumlicher Wandel: Leben in der Stadt ist wieder modern. Nachbarschaften werden auch in Deutschland „erfunden“ und „gemacht“, mit einem beträchtlichen kulturellen und ökonomischen Einsatz der neuen Mittelklassen. Lebensstile erwachsen nicht mehr so sehr in nachbarschaftlichen Beziehungen, sie *schaffen* Nachbarschaften. Was aber bedeutet dies für soziale Ungleichheit? Die deutsche Diskussion behandelt das Thema „gentrification“ unter Rückgriff auf angelsächsische Autoren in der Regel ausgesprochen „ökonomistisch“: Markt („rent gap“, „value gap“) trifft auf Präferenzen (Lebensstile). Daneben gibt es jedoch in den USA eine Tradition von „community studies“, die zeigt, dass häufig weit mehr im Spiel ist: die Macht politischer und ökonomischer Akteure, Märkte zu schaffen und/oder zu gestalten. Blinde Flecke gibt es in der deutschen Diskussion aber auch, was die Folgen der ökonomischen Aufwertung von städtischen Gebieten betrifft.

Hier unterstellt der Begriff „gentrification“ vielfach, was erst nachzuweisen wäre: die Benachteiligung, die den „alteingesessenen“ Bewohnern daraus erwächst.

An beiden Enden des gesellschaftlichen Spektrums und auf je unterschiedliche Weise werden somit innerstädtische „communities“ als Ungleichheitsfaktoren wichtig: als Ressource und/oder Ausschlussfalle bei denen, die kraft Herkunft oder niedrigen Einkommens in besonderem Maße auf ihre sozial-räumliche Umgebung *angewiesen* sind; als Medium der sozialen Distinktion bei denen, die kraft höheren Einkommens und gesellschaftlicher Stellung ihre städtische Umwelt nach ihren Wünschen *gestalten* oder zumindest mitgestalten können. Für die Ungleichheitsforschung in Deutschland bedeutet dies: Sie muss es (wieder) lernen, Raum, soziale Strukturen und Kultur zusammenzudenken.